

Anzeige VFG Kiersch

Neuer Leistungsbegriff – neue Prüfungskultur

Ein Praxisforschungsprojekt

Rüdiger Iwan

Als ich vor über zwanzig Jahren in der Waldorfschule zu unterrichten begann, existierten ihre zwölf Klassen noch in »Reinform«. Erst im Anschluss an diese zwölfjährige Schulzeit eigener Prägung wurde auf staatliche Prüfungen vorbereitet. Die Realschulabschlussprüfung etwa lag in der 13. Klasse. Auch das Abitur warf damals (vor Einführung des Systems der Grund- und Leistungskurse) noch so gut wie keine Schatten voraus. Die Fachhochschulabschlussprüfung existierte nicht. Allmählich wandelte sich das Bild. Mit der staatlich verordneten Vorverlegung der Realschulabschlussprüfung in die 12. Klasse hatte es begonnen. Der ganz große Schlag erfolgte mit der bereits erwähnten Änderung der Abiturprüfungsverordnung. Er machte uns unattraktiver, eine solche Vielfalt an Kursen wie unsere staatliche »Konkurrenz« konnten wir nicht bieten. Im Übrigen waren wir zu einer immer zeitigeren Anpassung an fremde Lehrplaninhalte (insbesondere an ihre stoffliche Überfrachtung) gezwungen. Das Schulprofil bröckelte. Was man zu bewahren suchte, war auf dem Rückzug bzw. musste, wie etwa die Jahresarbeit, vorverlegt werden. Man hatte das Gefühl des Belagertwerdens. Was man als seine eigene pädagogische Intention erlebte, sollte einem nach und nach geraubt werden. Ein Kollege brachte es ins Bild: Man werde zur Quadratur des Kreises genötigt.

Die Prüfungsanforderungen, denen sich Schüler an Waldorfschulen zur Erlangung des Hochschulreifezeugnisses stellen müssen, werden bis heute den Lehrplänen staatlicher Gymnasien entnommen. Mit dieser Übernahme geht eine schleichende Fremdbestimmung einher. Das eigene pädagogische Profil verblasst in dem Maße, wie immer zeitiger auf die steigenden Anforderungen von außen reagiert werden muss.

Zwar hat sich daneben an den meisten Waldorfschulen in Form der Jahresarbeiten die eigene Waldorfabschlussprüfung erhalten, die Gewichte zwischen beiden Prüfungen sind aber von vornherein ungleich verteilt. Was pädagogisch zentrales Anliegen sein müsste, die Fähigkeit zum selbstorganisierten Lernen (wie sie durch Jahresarbeiten angeregt wird) gerät unter dem Druck nahender Abschlüsse (in Form ergebnisorientierter Wissensprüfungen) zur Marginalie.

Das Dilemma hat inzwischen Tradition, das »Leitbild Waldorfgymnasium« scheint längst Teil des eigenen Selbstverständnisses geworden zu sein.



Zu den Projekten der »perpetuum novile« gehört auch das Marionettentheater der Schwäbisch Haller Waldorfschule

Wer dennoch nicht aufgibt, nach neuen Lösungen zu suchen, entdeckt unverhofft, dass heute von den verschiedensten Seiten auf Veränderung unserer gewordenen Prüfungskultur hingearbeitet wird. Werfen wir einen Blick in eine ungewöhnliche Gesprächsveranstaltung.

Die Revolution des Leistungsbegriffs

Wie immer wirkt das Ganze etwas steif. Man möchte sich den Schlips zurechtrücken, bevor man das Nobelhotel in

der Nähe von Schwäbisch Hall betritt, wenn man denn einen hätte ... Doch an dem Ort, der eher Nadelstreifen als Querdenken vorbehalten scheint, gibt es heute Abend Neues zu hören. Der Arbeitskreis Schule/Wirtschaft hat zu einer Veranstaltung über das Beurteilen und Bewerten von Schlüsselqualifikationen eingeladen.

Nach Bernd Weisschuh aus der Abteilung für Ausbildungspolitik der Daimler-Chrysler AG, der das neue Modell »Ausbildung im Dialog« der 7500 Azubis des Weltunternehmens vorgestellt hat, ist Thomas Schenk, Schulrat am Staatlichen Schulamt Ludwigsburg, an der Reihe. »Impulse Hauptschule« heißt das Projekt, mit dem man die Projektprüfung an den Hauptschulen in Baden-Württemberg einführen will, die – als Restschule verrufen – wohl am meisten »unter Druck« stehen dürften. Leidensdruck offenbar, der jetzt zu greifbaren Veränderungen geführt hat. Aufbruchstimmung, so Herr Schenk, mache sich dort breit. Vom Bau einer Solaranlage, von der Organisation und Durchführung eines Seniorennachmittages, der Inszenierung eines Kasperlespiels, von Aufgaben, die es den Lehrern unmöglich machten, nicht zusammenzuarbeiten, berichtet er begeistert. Man orientiere sich nicht mehr an den Defiziten der Schüler, sondern an ihren Potenzialen. Im Dreischritt von Vorbereitung, Durchführung und Präsentation nehme man Abschied von der bisher vorherrschenden Produkt- bzw. Ergebnisorientierung. Eine mündliche Prüfung alten Stils sei rückwärtsgewandt, eine Projektprüfung richte sich nach vorn.

Und die Leistungsmessung? – Man orientiere sich an einer Punkteskala von 1 bis 60. Also doch wieder die alten »Schläuche«? – Nicht ganz! Im Moment müsse man noch zur Note greifen. Aber man sei sich klar darüber: Was es hier zu beurteilen gebe, entzöge sich der Operationalisierung, sei durch Zahlen schlichtweg nicht erfassbar. Die ausführenden Kollegen etwa hätten sich einen sehr dif-

ferenzierten Kriterienkatalog ausgearbeitet und seien damit – entgegen seinem Rat – sozusagen durch die offenen Reihen der arbeitenden Schüler spaziert, um hier ihren Pluspunkt für Kooperation und dort ihr Minus für Problemlösungsfähigkeit zu setzen. Erst dann habe man übereinstimmend bemerkt, dass es so nicht gehe. Man habe sich letztlich mit gezücktem Bleistift und aufgespanntem Papier recht deplaziert gefühlt. Dann sei man seinem Rat gefolgt: Beschreiben Sie, was Sie mit eigenen Augen sehen, was Sie wahrnehmen, und schreiben Sie es – zeitversetzt zu den Beobachtungen, vielleicht erst am nächsten Tag – auf.

Evaluation statt Beurteilung? Evidenz statt Note? Verantwortliche Teilnahme des Schülers am Lernprozess? Eine Bewertung, die sich in Teilen aus einem Dialog der Lernenden (Lehrer wie Schüler) erschließt? Sind die Tage der Note gezählt? Mithin einer der Grundfesten, auf denen das staatlich beaufsichtigte Schul- und Berechtigungswesen ruht. Bislang noch ist für die Durchführung der Projektprüfung, wie sie in Baden-Württemberg anvisiert wird, eine Genehmigung erforderlich. Die flächendeckende Einführung soll ab dem Jahr 2003 erfolgen. Lässt »Freiheit« sich aber verordnen? Müsste man nicht, statt mit Verpflichtung, mit dem Mittel der Empfehlung arbeiten? Dass tatsächlich nicht weniger als eine pädagogische Revolution ins Haus steht, wird insbesondere an einer Stelle der ministeriellen Broschüre deutlich. Im Abschnitt über »Beurteilung« heißt es: »Von den Projektteilnehmern kann auch Beratung eingefordert werden. Das Einfordern von Beratung, das Erkennen von Fehlern, das Benennen von Schwierigkeiten, das gemeinsame Lösen von Problemen, sind ebenfalls Leistungen.« Das wäre nicht weniger als die Revolution des Leistungsbegriffs.

Mit Fritz in der neuen »Fehlerklausur« ...

Um das Ausmaß dieser Revolution zu bestimmen, sei sie einmal ganz unbekümmert auf den »Königsweg« übertragen, der bekanntlich zum Abitur führt. Wir befinden uns, sagen wir, in einer »Matheklausur« nach neuem Zuschnitt. Da liegt Fritz z.B. über seiner Aufgabe und kommt nicht recht vom Fleck. Plötzlich aber scheint ihm etwas klar zu werden. Er ruft den Lernberater, pardon



Lehrer, zu sich, und folgender Dialog entspinnt sich:

Fritz: Entschuldigung, ich komme hier nicht weiter.

Lehrer: (noch etwas steif) Aha!

Fritz: (mit Blick auf die Broschüre) Hier steht aber, dass das Einfordern von Beratung ebenfalls ...

Lehrer: Sachte, sachte! (Er besinnt sich, in verändertem Ton:) Nun, Fritz, sagen Sie mir doch, wo Sie eigentlich nicht weiterkommen.

Fritz: (kratzt sich) Hmm!

Lehrer: Benennen Sie Ihre Schwierigkeiten!

Fritz: Ehrlich gesagt, habe ich das Gefühl, schon an den Grundrechenarten zu scheitern. Hier sehen Sie (er beugt sich übers Blatt, Lehrer ebenfalls), meine Zwischenergebnisse stimmen nicht. Die Formeln wüsste ich schon richtig anzuwenden.

Lehrer: Und was haben Sie nun vor?

Fritz: Wie gesagt, meine Sicherheit im Umgang mit den Grundrechenarten steigern ...

Lehrer: Und wie wollen Sie das machen?

Fritz: Also am liebsten würde ich das mit dem Christian üben. Der ist doch total sicher – und hilfreich obendrein. Darf ich?

Lehrer: Selbstverständlich!

Fritz geht zu Christian, der Lehrer zurück zu seinem Pult. Er macht sich einige Notizen, repetiert der Reihe nach und nickt dabei mit dem Kopf: Einfordern von Beratung, Erkennen von Fehlern, Benennen von Schwierigkeiten, gemeinsames Lösen von Problemen ... er sieht auf und blickt zu Fritz hinüber, der sich eifrig mit Christian über die Rechenblätter beugt. Leistung, schießt es ihm plötzlich durch den Kopf. Er schwankt, hat für Augenblicke das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren, und muss sich setzen ...

Vom Ende her definiert

So wird wohl auch in Zukunft die Abiturprüfung nicht aussehen. Der Punkt aber, auf den unsere kleine parodistische Studie zielt, ist kein anderer als ein archimedischer, und wer ernsthaft an ihm ansetzt, hebt das überkommene Lernverständnis gleich mit aus. Zunächst einmal: Das zuletzt erwähnte Schwanken unseres imaginären Kollegen kommt nicht von ungefähr. Denn auf Korrektur sind wir Lehrer seit Jahrhunderten geeicht. Auf den Besitz der Wahrheit folglich, auf das Erkennen der Schwächen des anderen in Folge. Wer hier rüttelt, tut es an den Grundfesten. Man unterschätze die imponierbare Wirkung dieses Rituals nur ja nicht! Es prägt unser Verständnis von Wissen maßgeblich und behindert dessen Umschmelzung ins Lebendige mehr, als uns vielleicht bewusst wird.

In den 9., 10., 11. und 12. Klassen um mich herum (an der Waldorfschule) dreht sich das Karussell aus Schreiben, Korrektur und Wiedergabe angesichts

der von Jahr zu Jahr bedrohlich näherrückenden Prüfungen mit stetig steigender Geschwindigkeit. In manchen Fächern scheint sich das Unterrichten ganz ausschließlich daraufhin zu verengen. Korrektur aber, wie sie dem Schüler in seiner Schulzeit ungezählte Male von außen beigebracht wird, legt auch ihn wie selbstverständlich auf einen Führungsstil fest, der im Jugendalter, wenn es schrittweise um die Erziehung zur Freiheit gehen muss, zum Anachronismus wird. Das uralte eingeschliffene Ritual – der Schüler schreibt (im festgesetzten, »am besten« zu engen Zeitrahmen), der Lehrer korrigiert – unterbricht den Lernprozess an entscheidender Stelle. Im Augenblick der Abgabe der Arbeit ist fast alles, im Moment ihrer Rückgabe endgültig alles vorbei. Mit dem Blick auf die Note erlischt das Interesse, das sich bis zu diesem Zeitpunkt wie selbstverständlich und ausschließlich bereits auf das Ergebnis hin verengt hatte. Der Schüler vernimmt die Botschaft und schenkt ihr Glauben: Lernen wird vom Ende her definiert. Das Ergebnis muss stimmen. In dessen Besitz der Lehrer ja von allem Anfang an war. Also wird er im Seelischen auf eine Haltung eingeschworen, bloßer Empfänger (statt Hervorbringer) seiner Bewusstseinsinhalte zu sein. Also werden unsere vielleicht sehr viel umfassenderen Bemühungen als Lehrer ganz entscheidend durch das System selbst konterkariert.

Wo bleibt der Prozess, nicht der kurze, den der Lehrer mit jedem Korrekturzeichen verhängt, sondern der künstlerische, in dem wir dem Schüler das Erlebnis vermitteln, aus der gesteigerten inneren Aktivität um Augenblicke der Freiheit und des Erkennens zu ringen?

Wer als Lehrer sein Verhältnis zum Fehler in der Weise verändert, dass er den Schüler unterstützt, Schritte von der Fremd- zur Eigenbeurteilung zu gehen, der stößt das Tor zu ungeahnt neuen Entwicklungen der Schule und seines Berufes auf. Legt die Fremdbeurteilung als geheimer Erzieher auf eine defizient werdende Führung per Autorität fest, so kann die Eigenbeurteilung einen in hohem Maße künstlerischen Prozess fördern. Wir müssen unser Leistungsverständnis maßgeblich erweitern und aus dieser Erweiterung heraus eine neue Prüfungskultur entwickeln.

Partner gesucht

Ziel eines neuen Projektes ist die Entwicklung einer neuen Prüfungskultur an Waldorfschulen, die die Form schriftlicher und mündlicher Wissensprüfungen zum integrierten Bestandteil einer ganzheitlich ausgerichteten Projektprüfung macht und nicht länger, wie bisher, die auf den Erwerb ganzheitlicher Kompetenzen ausgerichteten Arbeitsformen als Anhängsel der allein vorherrschenden Prüfungsformen behandelt.

Projekte, die schulisches Lernen um die Erfahrung an außerschulischen Lernorten bereichern sollen, brauchen Partner. Auch ist in den letzten Jahren das Interesse an einem ganzheitlichen Bild menschlicher Befähigung in Ausbildung und Beruf in einem Maße gestiegen, das die Zusammenarbeit zum »Gebot der

Stunde« macht.

Ziel der Projektpartnerschaften ist es, neben dem System des bisherigen staatlichen Berechtigungswesens ein konkurrierendes Netzwerk der Vereinbarung zwischen mündigen Vertragspartnern zu schaffen. Die Anerkennung der neuen Projektprüfung durch die Projektpartner gibt dieser Form öffentliches Ansehen und soll das Umdenken der Gesellschaft in Richtung auf eine freiheitliche Ausgestaltung des Schulwesens fördern. Zur Aufwertung der neuen Projektprüfung kommt es also weder durch ein »Anrennen« gegen das bestehende Berechtigungswesen noch durch politische Vorstöße zum Zwecke einer rechtlichen Anerkennung der neuen Form. Es wird lediglich ein eigenes Vertragsnetzwerk zwischen freien Partnern aufgebaut und im Übrigen abgewartet, wieviel Bewegung in der Schullandschaft dadurch ausgelöst oder befördert wird.

Das Oberstufenkolleg in Bielefeld

Letzthin war ich zu Gast im Oberstufenkolleg Bielefeld. Die Modellschule, in Zeiten großer Bildungseuphorie nach Vorstellungen und Plänen des bekannten Pädagogen Hartmut von Hentig errichtet, sucht ihre Schüler vornehmlich auf wissenschaftlichen Arbeitsfeldern zur Selbstständigkeit zu erziehen und hat vollkommen neue Möglichkeiten des Übergangs zwischen Schule und Universität gesucht und gefunden.

Die Gegend hat nichts Anheimelndes. Die Gebäude der Universität prägen das Bild, daneben die Parkhäuser, Bauten, wie sie zweckvoller (und freudloser) kaum wirken könnten. Keine Spur von Ästhetik, nicht mal in Form nachträglicher Schadensbegrenzungen der funktionalen Auswüchse. Alles quadratisch, alles praktisch. Wie in Plastik gegossen! Das Oberstufenkolleg, direkt daneben, kann sich architektonisch davon nicht absetzen. Beton auch hier, die Treppen grau, einige Wände mit Kunst aus der Spraydose überzogen.

Erst drinnen sieht es anders aus. Man nehme eine große, wie üblich mehrstöckige Schule, lege alle vorhandenen Räume erst einmal auf eine Etage und entferne die Wände. Auch die des Lehrerzimmers! Das ist die Ausgangslage. Jetzt richte man sich ein. Kleinere Treppen hinauf und hinab, um das Bild der einen Ebene abwechslungsreicher für das Auge und sinnvoller für die Nutzung zu gestalten. Großzügige Aufenthaltsbereiche zum Arbeiten, Lernen, Leben. Keine Flure (im Zentrum des Gebäudes) zwischen den verschiedenen Fachbereichen. Übergänge ja, die meist der Ausstellung diverser Projektarbeiten dienen, aber keine auf das bloß Funktionale reduzierten Verbindungswege. Die Fächer stehen in Zusammenhang, bereits architektonisch. Dann die Arbeitsbereiche. Keine eigentlichen Klassenzimmer. Jeder Bereich mit eigenen Formen der Abgrenzung. Die einen bevorzugen Stellwände, andere sitzen in einem selbstgefertigten Glashauss. Daneben nimmt man Platz unter der eigenen wie ein Flechtwerk gestalteten Decke. Wie eine Vielzahl kleiner Häuser unter dem einen großen Dach nehmen sie sich aus, alle zugänglich, alle einsehbar.

Alternative Formen der Leistungsbeurteilung

Ich bin im Gespräch mit Felix Winter, einem Mitarbeiter des Oberstufenkollegs und Experten auf dem Gebiet einer alternativen Leistungsbeurteilung. Zusammen mit dem wissenschaftlichen Leiter der Schule, Ludwig Huber, hat er hier vor kurzem eine große, vielbeachtete Tagung zum Thema »Leistung sehen, fördern und bewerten« durchgeführt. »Am Ende mussten wir vielen Interessenten absagen, für mehr als vierhundert hatten wir nicht disponiert«, verdeutlicht er die unvermutet starke Resonanz auf die Veranstaltung. »Es tut sich wieder was. Eigentlich ist ja die Kritik an der Zifferzensur schon alt. Seit den 70er Jahren reißt die Reihe der wissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht ab, insbesondere die Ergebnisse der empirischen Forschung haben ihre Gültigkeit geradezu demontiert. Und den Schaden aufgedeckt, denn der eigentlich pädagogische Bezug zwischen Lehrer und Schüler leidet, wenn nicht die Sache, sondern ein stellvertretendes Zeichensystem im Zentrum steht. Bewirkt hat es bisher nichts. Das Bombardement aus Forschung und Wissenschaft hat das bürokratisch auf die Notengebung abgestützte Schulsystem nicht erschüttern können. Vielleicht aber hat bislang auch die Alternative gefehlt.« Von der habe ich bereits gehört. Das Zauberwort heißt: Portfolio. Statt eines Stellvertreterystems wie dem der Zifferzensur soll Leistung direkt einsehbar werden. Das Anlegen einer Mappe folgt dem Gedanken, Leistung nicht in erster Linie zu beurteilen, sondern zu dokumentieren. »Nicht in erster Linie«, erläutert Felix Winter, »denn tatsächlich geht es auch um Beurteilung. Der Schüler soll ja zu den Einlagen in das Portfolio Stellungnahmen formulieren. Auch der Lehrer stellt seine Sichtweise daneben. Die Schüler können ihre Mappen untereinander austauschen und beurteilen. Unterschiedliche Werke machen neugierig, die Note dagegen macht eifersüchtig. Die einseitige Beurteilung des Schülers durch den Lehrer in der landauf, landab praktizierten Form der Korrektur soll in einen Dialog der Beteiligten umgewandelt werden.« »Was aber kommt nun alles hinein in eine solche Leistungsmappe?« »Eigentlich so Vielfältiges, wie es der eigene Begriff der Leistung ist: eine Fotodokumentation von einer Erkundung, Zeichnungen zu einem experimentellen Aufbau, Arbeitsblätter aus dem Unterricht, eine selbstgeschriebene Geschichte. Umgekehrt kann das Portfolio auch helfen, den Leistungsbegriff zu erweitern. Was als Leistung anerkannt wird, ist ja nicht zuletzt durch die Schule regelrecht ausgehungert und durch die Prüfungen auf einen noch kleineren Ausschnitt hin verengt worden. Den hat man uns vorgehalten, als Schüler, den halten wir den Schülern wieder hin, als Lehrer. Auf den kommt es an, wurde uns suggeriert. Der ist das Ganze.«

»Wer entscheidet nun aber, was in eine solche vielfältige Mappe kommt? Ich vermute, dass das auch wieder auf Zusammenarbeit zwischen den Beteiligten hinausläuft.« »Das stimmt, aber der Lehrer sollte durchaus eine Steuerungsfunktion übernehmen. Also Vorgaben machen! Das und das, sagen wir zwei Aufsätze, das Ergebnis einer Recherche und eine Gedichtinterpretation haben in der Mappe

zu sein. Welche Regel man aufstellt, ergibt sich aus dem Unterrichtszusammenhang. Wichtig erscheint mir nur, dass es solche Fixpunkte gibt. Orientierungen, um die herum der Schüler sich frei bewegen kann. Aus dem Lernprozess selbst ergibt sich dann die Idee, das könnte ich ausarbeiten und in die Mappe tun: die Karikatur, das Interview, den Bericht über eine Recherche, die Aufnahme meiner Eigenkomposition u.v.m. Was hineinkommt, wird dann mit dem Lehrer vereinbart. Die Ziffernzensur schlägt zurück auf das Lernen und entfremdet es von sich selbst. Das Portfolio hat auch eine Rückwirkung. Es kann das Lernen selbst bereichern, und es hilft, über Leistungen inhaltlich zu sprechen.«

Direkte Leistungsvorlage (DLV)

Die Direkte Leistungsvorlage ist die Verwirklichung einer Leistungsbeurteilung, die sich an der Sache selbst orientiert, das Portfolio (die Leistungsmappe) ihr wichtigstes Mittel. Ihr bekanntester Vorkämpfer in Österreich, Rupert Vierlinger, schreibt, ausgehend zunächst von den Auswirkungen der Note, dazu in seinem Vorwort: »Die Sache selbst, der Wert der Schülerleistung an sich, bleibt (durch die Notengebung) wie hinter einem Schleier verborgen. Sie erscheint gleichsam nur als Schatten an der Wand, um mit Platons Höhlengleichnis zu reden. – Die Direkte Leistungsvorlage öffnet dagegen das Atelier namens Schule und lässt den Adressaten (der Schulnachricht) einen Blick auf das Erreichte tun. Sie stellt die Sache ins Zentrum, nicht ein stellvertretendes Zeichensystem.«¹ Die Direkte Leistungsvorlage erweist sich so als aus dem Leben gegriffen und kann die Schule von einem entscheidend lebensfremden Prinzip, dem des stellvertretenden Zeichensystems, befreien.

Vierlinger selbst hatte, wie er später in seinem Buch schreibt, in den 70er Jahren als Leiter einer österreichischen Akademie (einer Art pädagogischer Forschungsstätte) eine »echte (!) Gesamtschule für die Zehn- bis Vierzehnjährigen geschaffen, also eine Schule ohne jede Sortierung in Leistungskurse. Bei einer so weit gespreizten Heterogenität, die vom zukünftigen Hilfsarbeiter bis zum Auszeichnungsmaturanten reicht, war die Anwendung des fünfstufigen österreichischen Notensystems besonders prekär.«

Die Parallele zur Waldorfschule drängt sich auf, die auch als eine Schule ohne Noten und mit »weit gespreizter Heterogenität« gegründet worden ist. Als »besonders prekär« hat Vierlinger in seiner »echten« Gesamtschule die Anwendung des Notensystems erlebt. Machen wir uns das wirklich noch klar? Merken wir, wie das System der Gruppen und Grüppchenzuteilung ab der 11., doch vorsichtshalber schon ab der 10., wirkt, wie es Klassen regelrecht auseinanderreißt? – Natürlich, die Schüler verlangen ja die Noten, die Eltern auch. Sie alle spiegeln uns die gesellschaftliche Konvention wider und dienen in diesem »Teufelskreis der Stagnation« nicht zuletzt auch uns wieder als willkommene Entschuldigung.

1 Rupert Vierlinger: Leistung spricht für sich selbst, Heinsberg 1999

Portfolio: die zeitgemäße Form des Epochenheftes

Auf der Heimfahrt komme ich ins Grübeln. Hätten wir nicht die vielen »Morgengaben«, die uns in die »Wiege« gelegt wurden, längst weiterentwickeln und zu öffentlichem Ansehen und Erfolg führen müssen: Monatsfeier, Jahresarbeit, Epochenheft, welche Mittel der Direkten Leistungsvorlage haben wir bereits. Aber wie steht es darum? Da wird beispielsweise seit Jahren in den Schulen die Debatte geführt: Epochenheft versus Schulbuch. Soll man Bücher benutzen oder sich sein Buch selbst schreiben? Eine fruchtlose Auseinandersetzung, schon deshalb, weil die Fragestellung gar nicht erfasst, worum es heute eigentlich gehen muss. Führt man sie zurück auf die Äußerungen Rudolf Steiners in den Konferenzen, dann findet sich unter den neunzehn zum Schulbuch keine einzige, mit der er es grundsätzlich ablehnt, lediglich die Qualität wird kritisiert. Nur zwei zum Epochenheft, dem als Wert zugesprochen wird, dass man, weil man es selbst geschrieben hat, auch weiß, was darin steht. (In der zweiten geht es um die Frage der ökonomischen Vorbereitung auf spätere Prüfungen durch Epochenheftführung.) Kann das Grundlage sein (wenn man nur bedenkt, wie Schulbücher sich bis heute entwickelt haben), beides fortgesetzt gegeneinander auszuspielen? Die einzig erkennbare Folge der Diskussion aber ist bis heute die Stagnation. Und in der Zwischenzeit ist die Leistungsmappe zum zeitgemäßen Epochenheft avanciert.

Ausblick

In den nächsten Wochen konkretisieren sich die Ziele des Projektes. Die Zusammenarbeit mit Felix Winter vom Oberstufenkolleg ist beschlossene Sache. Die Vorgespräche mit den weiteren Projektpartnern sind bislang erfolgreich und vielversprechend verlaufen. Und in der eigenen Schule hat die Portfolio-Methode unter den Kolleginnen und Kollegen eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden. Praktische Vorübungen für ihre Einführung im nächsten Schuljahr werden zum Bestandteil unserer Konferenzarbeit.²

Zum Autor: Rüdiger Iwan, Jahrgang 1955, Studium Deutsch und Sport, seit 1979 Oberstufenlehrer in Schwäbisch Hall, seit 1999 auch Geschäftsführer der perpetuum novile gemeinnützige Schulprojekt GmbH.

2 Der Artikel ist eine gekürzte Fassung und erscheint demnächst vollständig in einem Zwischenbericht des Forschungskreises »Arbeiten und Lernen im 21. Jahrhundert«